

Bibliophilie. Wie manches Buch wird nur deshalb gekauft, weil der Käufer glaubt, es so billig nicht wieder erwerben zu können, oder weil er es später, d. h. in seinen Mußestunden einmal lesen möchte, oder weil er erwartet, daß es ihm bei seinen Arbeiten einmal nützlich werden könne, sei es auch nur zum Nachschlagen, oder schließlich, weil er es eben einfach besitzen möchte. (Und dann! — wäre die strikte Befolgung der Lehre Janins nicht halbwegs gleichbedeutend mit dem Ruin des Buchhandels?)

Die Frage, warum ein Buch gekauft wird, hat nach der »Bosfischen Zeitung« ein englischer Verleger sich im Jahre 1903 von den Käufern eines neuen Verlagswerks beantworten lassen. Die Antworten sind auch vom buchhändlerischen Standpunkt beachtenswert genug, um hier mitgeteilt zu werden. Zwei Käufer ließen sich durch den Umschlag verleiten, zwei durch die Illustrationen, 25 durch den Titel, 108 durch Annoncen und andre Reklame, 69 durch Empfehlungen von Verwandten und Freunden, 76 durch den Namen des Autors, von dem sie schon andre Werke gelesen hatten, und — last, not least — 126 auf Empfehlung des Buchhändlers oder seines Angestellten. (Die letzte, größte Zahl ist ein neuer, beredter Beweis für die Notwendigkeit der Erhaltung eines leistungsfähigen Sortiments, nicht nur in Frankreich und England, sondern auch bei uns. Freilich ist diese Erkenntnis weitaus einfacher als die der hierzu nötigen Reformen.) Im Anschluß hieran wird in den nächsten Absätzen die verlegerische Reklame besprochen. Von der geschickten Wahl des Titels, namentlich bei der belletristischen Literatur, von der im Folgenden ausschließlich die Rede ist, hängt oft ganz allein der Erfolg eines Buches ab. Diese Ansicht vertrat schon im siebzehnten Jahrhundert Antoine Furetière, einer der Schöpfer des modernen Romans; sie war auch die Meinung von Scribe und Sainte-Beuve. Es ist natürlich nicht leicht, bei der ungeheuren Produktion von Romanen und Theaterstücken stets wieder auf einen neuen, originellen Titel zu verfallen, und wie mancher davon mag sich im Laufe der Jahrhunderte ohne Wissen der Autoren und Verleger so und so oft wiederholt haben. Über die belletristische Überproduktion, die eine der Ursachen davon ist, daß die Kritik in Frankreich fast völlig versagt, ist offenbar zu allen Zeiten geklagt worden. Interessant aber dürfte es sein, daß schon Charles Sorel um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts festgestellt hat, daß zuviel »Liebesgeschichten und andre Albernheiten« gedruckt würden und der Buchhandel durch Überschwemmung mit »Sammlungen von Narrheiten« in der Produktion ernster Werke behindert würde. — Daß an die Stelle der Kritik die bezahlte Annonce im Text getreten ist, die manches minderwertige Buch mit dem schamlosesten Selbstlob überschüttet, hat beim ernsthaften Publikum große Verstimmung hervorgerufen und soll zu der »Buchkrise«, mit der sich die Zeitungen und Zeitschriften in den letzten Jahren öfters beschäftigt haben — es erscheint mir allerdings sehr fraglich, ob eine solche tatsächlich besteht —, offenbar viel beigetragen haben. Die unrichtige, mithin betrügerische Angabe einer höhern Auflagenzahl gehört zur gleichen Kategorie von Mißständen. Der Verfasser weist nach, daß ein derartiger Betrugsfall im Jahre 1897 vom Seine-Gerichtshof zwar festgestellt, jedoch als eine Art der Reklame nicht verurteilt worden ist. Ich glaube jedoch kaum, daß alle Gerichtshöfe ebenso urteilen würden. Den besten, nachhaltigsten Erfolg erzielt ein Buch immerhin selten durch die bloße Reklame; viel wichtiger dafür ist die persönliche Empfehlung, die nach Octave Uzanne's treffendem Ausdruck den Titel eines neuen Buchs von Mund zu Mund trägt, von der Straße in den Salon, aus dem Café ins Boudoir. Mit diesem Erfolg und dem literarischen

Ruhm, seinem Entstehen und, leider, seiner Vergänglichkeit beschäftigt sich der Verfasser in den letzten Abschnitten des ersten Teils.

Obwohl diese, 36 Seiten einnehmenden Ausführungen mit dem eigentlichen Thema dieses Teils, dem Kauf der Bücher, nur in ganz losem Zusammenhang stehen, sei doch gerade dieses Kapitel als eins der interessanten zur Lektüre warm empfohlen und an einigen Beispielen seine Eigenart kurz gezeichnet. So erfahren wir aus Paul Stapfers verdienstvollem Buch »Des réputations littéraires« (Nouvelle édition, 1901), daß zwischen dem fünften Jahrhundert vor Christi Geburt und dem sechsten Jahrhundert nach Chr. in Griechenland mehr als 600 Geschichtschreiber gelebt haben, darunter 30 von allererster Bedeutung; von 350 tragischen Dichtern sind 32 übrig geblieben. »Was ist aus Stesichorus geworden, dem großen epischen und lyrischen Dichter? aus Symonides, der in den Wettbewerben fünfzigmal Sieger war; Corinnus, der fünf Siege über Pindar davontrug und den man die zehnte Muse nannte? aus Parthenius, dem Meister Vergils? aus Gallus, über dessen Bedeutung die Aussagen von Vergil, Ovid und Propertius keine Zweifel lassen? aus Euphorion, Varius, Pollio, Calvus, dessen Verteidigungsreden denen Ciceros ebenbürtig geschätzt wurden und der als Dichter stets nach Catull, Ovid, Horaz, Propertius gestellt wurde; aus Ennius, dem ehrwürdigen Vater der lateinischen Dichtkunst, summa poeta noster; Naevius, Cinna, Philetas, dem Meister des Theokrit, und vielen anderen? Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat dieses gänzliche Verschwinden literarischer Größen und geistig hervorragender Männer in gewissem Umfange unmöglich gemacht. Charakteristisch ist der Fall des Fabeldichters Phaedrus, der unter dem Kaiser Augustus nicht die Anerkennung fand, die er erwartet hatte, und im Jahre 44 starb. Während fünfzehn Jahrhunderte absolut vergessen, werden seine Fabeln im Jahre 1562 bei Plünderung einer Klosterbibliothek entdeckt, im Jahre 1596 zum erstenmal gedruckt. Phaedrus ist seitdem ebenbürtig mit Asop in die Weltliteratur übergegangen und, von La Fontaine in dessen Fabeln verwandt, zu einer Volkstümlichkeit und einem Weltruhm gelangt, die seine kühnsten Träume sicher übersteigen. Das Wort des Terentianus Maurus »Pro captu lectoris habent sua fata libelli« ist aber in der Neuzeit nicht weniger wahr. Auch dem erfahrensten und geschicktesten Verleger ist es nicht möglich, den Erfolg eines neuen Buches mit Sicherheit vorherzusagen. Daß Geld, viel Geld allein dazu führen könne, möchte ich jedenfalls nicht so verallgemeinern, wie Tim es nach Sainte-Beuve und Collignon behauptet. Sainte-Beuve zeigt uns an einem Beispiel der neueren Literaturgeschichte die Vergänglichkeit des literarischen Ruhms. Im Jahre 1813 starb der Dichter Delille, zu seinen Lebzeiten als »der Fürst der Dichter« gepriesen; seine Bestattung, nachdem die Leiche, das Haupt mit Lorbeer gekrönt, mehrere Tage lang im »Collège de France« ausgestellt gewesen war, war prunkhafter, glänzender, lärmender als diejenige Victor Hugos im Jahre 1885. Was wissen wir heute noch von ihm? Ein Glück, daß die Handbücher der Literaturgeschichte seinen Namen als den des charakteristischsten Vertreters der beschreibenden Poesie im achtzehnten Jahrhundert der Nachwelt überliefert haben. Aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sind der Beispiele nicht weniger, es sei nur an Bossuet erinnert, von dem heute höchstens noch die langweiligen »Oraisons funébres« gelesen werden, während seine einst gefeierte, triviale »Histoire universelle« der verdienten Vergessenheit anheimgefallen ist. Andererseits ist zu bedauern, daß die kraftvollen, stilgewandten Werke des Sozialpolitikers und Polemikers Proudhon (1809—1865) heute bereits nicht mehr gelesen werden. Daß die Romane Zolas, gleichwie die-